JAHRBUCH

DER GESELLSCHAFT FÜR BILDENDE KUNST UND VATERLÄNDISCHE ALTERTÜMER ZU EMDEN

60. BAND 1980



INHALTSVERZEICHNIS

I. Aufsätze

Zur Geschichte und Funktion der Landschaft zwischen Staat und Regionalismus	
Von Prof. Dr. Karl-Georg Faber, Münster	5
Baardsen. Ein Beitrag zur spätmittelalterlichen Schiffahrtsgeschichte unter besonderer Berücksichtigung Ostfrieslands Von Dr. Heinrich Stettner, Emden	20
"Contra Imperium Germanicum." Ein Vertragsentwurf von 1578 Von Dr. Harm Wiemann, Aurich	
Emdens wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen zum Oldenburger Hof um 1600 im Spiegel der oldenburgischen Überlieferung Von Dr. Friedrich-Wilhelm Schaer, Oldenburg	40
	40
Jugenderinnerungen Von Jakob Wychgram (†), hrsg. von Walter Deeters	63
II. Neue Literatur	
1. Zur Geschichte Ostfrieslands	91
2. Zur Geschichte der Nachbargebiete	93
3. Verzeichnis der Autoren	100
III. Berichte	
Ostfriesische Fundchronik 1979 Von Wolfgang Schwarz M.A. und Hans Schwarz, Aurich	101
Jahresbericht der Arbeitsgruppe Wissenschaft und Schrifttum der Ostfriesischen Landschaft 1979	116
Jahresbericht der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu Emden 1979	
Mitgliederverzeichnis der Gesellschaft für bildende Kunst und vater- ländische Altertümer zu Emden	

Jugenderinnerungen

von Jakob Wychgram (†)

herausgegeben von Walter Deeters

Vorbemerkung

Jakob Wychgram (geb. 1. 9. 1858, gest. 14. 11. 1927) gehört zu den vielen Ostfriesen, denen die geliebte Heimat kein Wirkungsfeld bot, und die in Deutschland zu hohem Ansehen gelangten. Sein amtlicher Lebenslauf lautet kurz so: Ostern 1881 Oberlehrer an der städtischen Höheren Schule für Mädchen in Leipzig, 1890 Direktor dieser Schule, 1900 Direktor der Augusta-Schule und des Lehrerinnen-Seminars in Berlin, 1908 bis 1924 Landesschulrat in Lübeck. Aus diesen kurzen Daten geht schon hervor, daß Wychgram ein Vorkämpfer der Frauenbildung gewesen ist; "Frauenbildung" hieß darum auch die von ihm 1902 gegründete Zeitschrift. Heute, wo die Gleichberechtigung der Geschlechter so weit fortgeschritten ist, sind diejenigen, die vor hundert Jahren sich für sie einzusetzen begannen, nahezu vergessen.

Wychgram hat im Sommer 1920 begonnen, seine Lebenserinnerungen zu verfassen, die er nicht vollendet hat. Eine Abschrift dieser Aufzeichnungen wurde dem Nds. Staatsarchiv in Aurich von seiner Tochter, Frau Dr. Marianne Hofmann-Wychgram in Berlin, überlassen. Diese Erinnerungen sind lebendig und reich in ihren kulturhistorischen Schilderungen und werden darum hier in einer auf das Allgemeine beschränkte, das speziell Familiäre auslassenden Auswahl veröffentlicht.

转锋转

Der Vater meines Großvaters väterlicherseits war Lucas Leendert Wychgram, zuletzt, nachdem er an mehreren kleineren ostfriesischen Gemeinden Geistlicher gewesen war, Pastor der reformierten Kirche in Emden. Während seiner Amtszeit in Logumer Vorwerk (zwischen Larrelt und Wybelsum gelegen) wurde am 13. März 1803 mein Großvater Jakob Wychgram geboren. Er hatte wohl mehrere Geschwister, doch ist ein längeres Leben nur seinem Bruder beschieden gewesen. Dies war Willem Wychgram, der lange

Tode ihres Mannes in Emden, in der großen Brückstraße, der Erziehung ihrer Kinder; ich habe sie oft besucht; sie ähnelte in Gesicht und aufrechter Haltung sehr ihrem Vater, war in ihrem Wesen von großer milder Freundlichkeit und trug manches ihr zugestoßene Leid mit christlicher Geduld. Ihre Kinder waren folgende: Peter Wychgram, der, so viel ich weiß, noch heute (1920) als Kaufmann in der kleinen holländischen Grenzstadt Nieuwe Schans lebt; Lucas Wychgram, der i. J. 1914 oder 1913 in Görlitz, der Heimat seiner Frau, gestorben ist; er war früher Pastor in Oldendorp im Rheiderland gewesen. Talea Wychgram, die in etwas reiferen Jahren noch den Pastor Mennenga in Upleward geheiratet hat, der mit unserer Familie schon auf anderem Wege verwandt war; Jakob Wychgram, der in den siebziger Jahren, nachdem er zuvor einige Jahre als Kaufmann in der Emder Firma Brells und Harms gelernt hatte, mit seinem Schulfreunde Hugo Graepel aus Emden nach Budapest zog und dort die Vertretung einer großen englischen Fabrik (Marhall u. Co.) landwirtschaftlicher Instrumente und Maschinen übernahm. Er ist Anfang der achtziger Jahre plötzlich gestorben. Endlich hatte Tante Anna noch eine jüngere Tochter: Egelherlinea Wychgram - (eine der vielen eigenmächtigen Vornamenbildungen der Ostfriesen, abgeleitet von Engelhard) - sie hat sich in Emden mit dem leitenden Ingenieur der Emder Papierfabrik (vor dem Wilhelmstor gelegen) verheiratet und ist mit ihm (Ernst Starcke), als die Fabrik nicht mehr lukrativ war, nach Melle - zwischen Osnabrück und Hannover - gezogen, wo er mit seinem Bruder zusammen eine Fabrik von Streichhölzern betrieben hat und zu großem Wohlstande gelangt ist.

Mein Großvater Jakob Wychgram, Pastor zunächst in Neermoor (zwischen Leer und Oldersum) dann von 1831 an in Landschaftspolder (im Rheiderland) hatte fünf Söhne: Lucas, Heinrich, Engelhard (mein Vater), Rykus und Willem.

Lucas ist Pastor in Oldersum gewesen, also Nachfolger seines Oheims (vgl. S. 81) und als solcher im April 1901 gestorben. Er liegt auf dem Kirchhof in Oldersum begraben.

Heinrich und Rykus sind Mitte der fünfziger Jahre nach Amerika ausgewandert, wo sie sich gemeinsam in dem damals noch zu erschließenden Gebiete von Winona (Minnesota) als Farmer niederließen. Rykus hat sich bald darauf bei einer Überquerung des Mississippi eine Lungenentzündung zugezogen und ist daran gestorben. Heinrich hat es anscheinend zu Wohlstand gebracht, zunächst als Farmer, als welcher er noch im Kampf mit Indianern gestanden hat — wenigstens besaß mein Großvater eine Photographie von gefangenen Indianern, die aufgenommen war, bevor diese Kerle gehängt wurden — dann als Kaufmann mit allerlei "amerikanischen" Unternehmungen, z. B. der Erfindung eines Elixiers gegen Gicht und Rheu-

Jahre in Buitenpost im Groningerland Pastor gewesen und etwa i. J. 1872 gestorben ist. Er ist mir geschildert worden als ein stattlicher repräsentativer Mann von ganz holländischen Formen. Auch ein glücklicher Humor soll ihn ausgezeichnet haben. Sein Sohn Lucas W. war Pastor in dem holländischen Orte Vaals nahe der deutschen Grenze bei Aachen. Ich habe ihn öfter gesehen, wenn er während seiner Urlaubszeiten die ostfriesischen Verwandten besuchte, wobei er auch in meinem Elternhaus einige Tage zu verbringen pflegte. Auch habe ich ihn einmal, gelegentlich meiner Rückreise von der Pariser Weltausstellung i. J. 1900 auf einen Abend in Aachen, wo er als Pensionär lebte, besucht. Seine alte unverheiratete Schwester (Jacobea) öffnete mir die Tür und überraschte mich durch ihre frappante Ähnlichkeit mit ihrem Onkel, meinem Großvater.

Er hatte noch zwei andere Schwestern; eine war verheiratet mit einem berühmten Prediger Baart de la Faille zu Amstelveen bei Amsterdam. Diesen habe ich mehrere Male gesehen, wenn er in Emden uns und eine andere Verwandte, die damals schon alte und später als hohe Neunzigerin gestorbene "Madame" Wilckens besuchte. Er war ein Mann, dem man auf den ersten Blick seine südliche Herkunft - die Familie war aus Portugal über Frankreich eingewandert - ansah. Er gehörte zu den Kanzelrednern älteren Stils, in denen noch die Nachwirkungen französischer Rhetorik lebendig waren. Er pflegte bei seinen Besuchen in Emden wohl auch, in Vertretung meines Großvaters mütterlicherseits, des Kirchenrates Nikolaus Viëtor, einmal zu predigen, wobei dann die weiten Räume der "Großen Kirche" ganz gefüllt waren. Dabei war das Merkwürdige, daß dieser Mann im gewöhnlichen Gespräch stark stotterte - besonders das M am Anfang der Wörter machte ihm Schwierigkeiten - daß er aber auf der Kanzel ohne jeden Anstoß sprach. Seine Predigten hielt er auch in Emden nur in holländischer Sprache, obgleich er im gewöhnlichen Leben das Deutsche recht gut zu handhaben wußte, wie er denn auch mit der deutschen theologischen Wissenschaft auf gutem Fuße stand.

Die andere Schwester von Onkel Lukas-Vaals, also Tochter von Willem Wychgram in Buitenpost, ist in Holland verheiratet gewesen an einen holländischen Admiral Frezes. — Einen weiteren Bruder meines Großvaters habe ich nicht mehr gekannt; er war Pastor in Oldersum und hieß Lukas; er ist in jüngeren Jahren gestorben und war verheiratet mit Anna Poppens, Tochter eines "Bauern" — heute würde man mindestens Gutsbesitzer sagen — in Landschaftspolder. Diesen "alten" Poppens habe ich noch in deutlicher Erinnerung: ein hochaufgerichteter freundlicher Mann, der, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, noch das Jahr 1813 als Soldat mitgemacht hatte und sich in seinen Gesprächen als eifriger Anhänger preußischen Wesens offenbarte. Seine Tochter Anna lebte nach dem frühen

matismus "for men and horses" — das grelle Plakat des "Dr." W., — er hatte wohl in Philadelphia noch promoviert — habe ich in meiner Knabenzeit gesehen. Sein früh gestorbener Bruder muß eine weiche, sinnige Natur gewesen sein, sehr musikalisch, guter Flöten- und Lautenspieler. Seine Mutter sprach mir von ihm mit besonderer Rührung und bewahrte in ihrem nach Lavendel duftenden Schrank als eine Art Heiligtum noch eine Ziehharmonika, auf der er oft gespielt habe, und die sie mir, ihrem Enkel nur dann und wann, immer mit einem gewissen Widerstreben, zur Benutzung überließ.

Willem ist Apotheker geworden. Er hat seinen Eltern wohl manche Sorge bereitet und ein ansehnlicher Teil ihres Vermögens scheint für diesen Sohn aufgewendet worden zu sein. Er war von liebenswürdiger und freigebiger Art, scheint aber den Gefahren, die vom Alkohol her drohen, nicht immer aus dem Wege gegangen zu sein. Diese verhängnisvolle Neigung hat sich auch in seine späteren Jahre fortgesetzt, als er Inhaber einer gutgehenden stattlichen Apotheke in Collinghorst geworden war. Mein Bruder und ich sind in den Ferien oft bei ihm zu Besuch gewesen und gedenken dieser Besuche und seiner sowie auch der uns sehr schön erscheinenden Landschaft mit Freude und Dankbarkeit. Spät noch hat er geheiratet, und zwar die Tochter des damaligen Pastors Buck zu Collinghorst - Tante Sophie, die wir nicht mit besonderem Behagen in unsere Familie einziehen sahen, der wir aber gerechterweise nachrühmen müssen, daß sie ihre beiden aus dieser Ehe erwachsenen Söhne, Heinrich und Jakob, mit viel Umsicht und Tatkraft zu tüchtigen Leuten erzogen hat. Heinrich ist Gutsbesitzer in Schleswig-Holstein, Jakob städtischer Gartendirektor in Jena. Onkel Willem ist im Sommer 1881 nach langer Krankheit zu Collinghorst gestorben.

Der dritte Sohn meiner Großeltern war mein Vater, Engelhard Wychgram, geb. zu Neermoor am 3. August 1830, aufgewachsen in Landschaftspolder, gestorben als Arzt (Sanitätsarzt) in Emden am 21. Februar 1895.

Meine Großmutter entstammte der Familie Gerdes. Ihr Vater war wohlsituierter Kaufmann in Greetsiel. Wenn ich recht gehört habe, dann hatte er sein Vermögen in der Zeit der Kontinentalsperre durch Einfuhr englischen Tees erworben. Sonst weiß ich von der Familie nichts; nur erinnere ich mich, daß in Greetsiel noch zwei Schwestern von ihr lebten, die eine als Gattin des Pastors Mennenga, ihr Sohn war der oben erwähnte Pastor Mennenga. Bei den Greetsieler Mennengas sind mein Bruder und ich in früher Kindheit, wenn unser Vater mit Mama und uns eine Sonntagsausfahrt machte, oft gewesen. Tante Anna Mennenga hatte etwas von der grande dame, sie dirigierte von ihrem Sofaplatz aus das ganze Haus. Uns Kindern gefiel mehr

als sie der nahe der Pastorei gelegene große Garten, in dem nicht nur große, bunte Glaskugeln nach holländischem Geschmack aufgestellt waren, sondern auch eine Unmenge uns gern zur Verfügung gestellter süßer Früchte lockte. Die Mennengas hatten übrigens eine eigentümliche Geschichte. Er hatte als Ostfriese nach alter Gepflogenheit in Groningen studiert und war dann jahrelang in der Prov. Zeeland Pastor gewesen. Mittlerweile war in Ostfriesland die Bestimmung getroffen worden, daß nur noch solche Kandidaten zum Pfarramt zugelassen werden sollten, die in Emden ihre theologische Prüfung vor dem "Coetus" gemacht hatten. (Coetus = Versammlung der ostfriesischen reformierten Geistlichen). So mußte Mennenga, der gern wieder in seine Heimat zurückkehren wollte, zunächst noch eine deutsche Universität besuchen und studierte daher mit Weib und Kind behaftet mehrere Semester in Bonn — auch ein Zeichen für die Wohlhabenheit der Frau.

Meine Großmutter, Tönna Wychgram, geb. Gerdes — übrigens ist Tönna soviel wie Antonie und nach ihr habe ich meinen zweiten Vornamen Anton erhalten — war das Muster einer ostfriesischen Haus- und Pastorenfrau. Von früh bis spät war sie, auch als ihre Söhne lange das Elternhaus verlassen hatten, in der Wirtschaft tätig, die zugleich einen großen Nutzgarten und einen Stall von 1 Kuh, 1 Pferd und mehreren Schweinen umfaßte. Nur am Nachmittag, zu der berühmten ostfriesischen Teestunde, hatte sie Muße und saß dann kerzengerade, ohne sich anzulehnen, mit einem schmucken Häubchen auf dem Kopf, trotz ihrer mit dem Alter stark zunehmenden Taubheit sich gern unterhaltend, bei uns. Sie vermochte nur plattdeutsch zu sprechen, weder holländisch noch deutsch, was ihrem gesunden Urteil nicht Abbruch tat. Bei der Gemeinde war sie sehr beliebt, und wenn sie auch, durch einen Hüftschaden am Gehen etwas behindert, nicht oft Besuche bei den Gliedern der sehr langgelagerten Gemeinde machen konnte, so tat das ihrer Beliebtheit nichts.

Mein Vater war also (vgl. S. 65) der dritte Sohn seiner Eltern. Er hat, nachdem er die Dorfschule unter dem Lehrer (Maaster) Boelsen einige Jahre besucht hatte, das Gymnasium in Osnabrück besucht. Für diesen Schulwechsel sind wahrscheinlich die Ereignisse des Jahres 1848 die Ursache gewesen; wir wissen darüber nichts, aber sein rasches Temperament spricht dafür. Er hat dann Medizin studiert, zur Freude seines Vaters, der starke Neigung für den ärztlichen Beruf hatte und sich freute, wenn er in seiner Gemeinde einmal Gelegenheit hatte, chirurgisch zu helfen oder phamarzeutisch zu raten. Bonn, Würzburg, Berlin und Göttingen waren die Universitäten, die mein Vater besucht hat, Langenbeck in Berlin und Baum in Göttingen waren die Professoren, deren Namen er auch später oft und mit Dankbarkeit nannte. Ich erinnere mich noch seiner Freude, wenn er zweifelz

hafte und schwierige Fälle in seiner späteren Praxis an Professor Baum verwies und von diesem brieflich die Bestätigung seiner Diagnose erfuhr. Nach, wie es scheint, sechsjährigem Studium hat er sich 1855 in Emden als praktischer Arzt niedergelassen. Die Zahl der Ärzte in der kleinen Stadt war damals recht groß, und so wird es nicht schnell gegangen sein, daß er eine hinreichende Praxis erhielt. Aber sein ganzes Wesen, das Menschenfreundlichkeit und Hilfsbereitschaft bis zur Aufopferung atmete, gewann ihm doch bald das Vertrauen. Dazu zog sein frisches, lebhaftes Temperament alle diejenigen an, die dafür Sinn haben.

Auch vom Lande erhielt er bald Zuspruch. Abgesehen von der Strecke Emden-Aurich gab es damals in der Umgegend Emdens noch keine Chausseen, und so mußte er zu Pferde die im Winter oft grundlosen Wege überwinden oder auf der Strecke Larrelt—Wybelsum auf dem Deiche reiten, was wegen der heftigen Seewinde und wegen der Notwendigkeit alle Viertelstunde abzusteigen und eine "Voorde" zu öffnen, keine Kleinigkeit war. Er war übrigens ein flotter Reiter; ich erinnere mich noch aus den siebziger Jahren, daß er oft recht wilde Pferde ritt, die sich beim Abritt hoch aufbäumten, was meiner Mutter viel Sorge, ja Schrecken bereitete; ihm selbst aber nichts ausmachte, da er fest im Sattel saß.

Die Junggesellenwohnung meines Vaters war 1855-1857 am Apfelmarkt; das Haus steht noch, es ist das zweite Haus links, wenn man, von der Neutorstraße durch die Kleine Osterstraße kommend, links in den Apfelmarkt einbiegt. Im Jahre 1857 verlobte er sich mit meiner Mutter, Gesina Johanna Viëtor, Tochter des damaligen Pastors, späteren Kirchenrats Nicolaus Viëtor. Die Hochzeit fand am 7. Dezember 1857 statt. Zunächst bezogen meine Eltern ein Haus am Sandpfad; es ist das Haus, wo jetzt die Witwe des Dr. med. Tergast wohnt. Doch war es damals kleiner und ist von Dr. Tergast sehr stark ausgebaut worden. Ich habe nicht ermitteln können, wie lange die Eltern in diesem provisorischen Hause gewohnt haben, kann also auch nicht mit Bestimmtheit sagen, ob ich dort geboren bin. Sicher ist, daß mein Bruder Nicolaus ("Niko") bereits in dem zweiten Hause, das die Eltern bis zu ihrem Tod innegehabt haben und das mein Bruder und ich jetzt noch als Eigentum besitzen (Jungfernbrückstr. 2), geboren ist. Dies letztere geschah am 27. Mai 1860, während ich am 1. September 1858 geboren bin. Uns folgte im Jahre 1862 noch ein Bruder, der auf den Namen Ryke Gerdes Wychgram getauft wurde: Ryke nach dem in Amerika verstorbenen Bruder meines Vaters, Gerdes nach dem Familiennamen meiner Großmutter-Polder. Er ist aber nicht lange nachher gestorben. Ich habe noch die dunkle Erinnerung, daß die kleine Leiche in der Vorderstube des Hauses Jungfernbrückstr. 2 aufgebahrt war - an derselben Stelle, von der aus auch mein Vater und meine Mutter ihren letzten Weg angetreten haben.

Die Stadt Emden, in der mein Bruder Niko und ich unsere Jugend verlebt haben, war damals, und bis in die Mitte der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts, noch ganz holländischen Gepräges, wenigstens soweit das äußere Stadtbild in Betracht kommt. Sie war (- das lag, wie in den holländischen Marschebenen, die tiefer als Normal Null liegen, an den Entwässerungsnotwendigkeiten des Marschgebietes - von zahlreichen Kanälen durchzogen, die außerhalb und innerhalb des Stadtgebietes "Tief" genannt wurden. So gab es ein Hinter- (nach dem Dorfe Hinte), ein Wolthuser-, ein Larrelter- usw. "Tief". Über diese "Tiefe" führten zahlreiche Brücken, meist so hoch, daß die Binnenschiffahrzeuge mit niedergelassenem Mast darunter durchfahren konnten. Daher waren die Brücken meistens von Backsteinen aufgeführt in flacher Bogengestalt. Wo das nicht der Fall war und man zu Holz hatte greifen müssen, konnten sie bei durchfahrendem Verkehr aufgezogen werden. Die erheblichste dieser Zugbrücken war die sogenannte Kettenbrücke, die den Zugang aus dem Wolthuser Tief in den Hafen vermittelte und am Anfange des sogen. "Strohdeiches" lag. Sowohl innerhalb der Straße als besonders auch in den wenig bebauten Stadtgegenden - nach dem Stadtwalle zu - gewährten die Tiefs oft ein äußerst anmutiges Städtebild. Besonders war das Tief "zwischen beiden Bleichen" an der Stelle, wo es bei "Bertrams Garten" die Stadt verließ und den Wall durchschnitt, an Sommerabenden von wirklicher landschaftlicher Schönheit. Wie denn die farbenreiche Atmosphäre an der Nordseeküste manches einfache Bild verschönte.

Auch in baulicher Beziehung war Emden damals interessant und anmutig. Wie von den "Tiefen" manche verschwunden sind, da die großen Hafenbauten der 80er und 90er Jahre eine völlige Veränderung der ländlichen Abwässerungsverhältnisse nötig machten, so ist auch das Baubild der Stadt heute, und zwar eben auch durch die Hafenbauten und den dadurch erfolgten Zustrom von Arbeitern sehr stark und sehr übel beeinflußt; alte Giebelhäuser sind abgebrochen und an ihre Stelle moderne, stillose Mietskasernen errichtet. Jedoch hat sich der schönste Schmuck Emdens, das herrliche Rathaus, in den Jahren 1574-76 von holländischen Baumeistern errichtet, auch durch diese schlimmen Jahre hindurch gerettet - obgleich freilich sein architektonischer Eindruck dadurch verringert ist, daß man die in flachem Bogen gelegte und mit dem Rathausbogendurchgang correspondierende Rathausbrücke abgebrochen und durch eine ebene Straße und einen etwas erweiterten Platz ersetzt hat. Dies war "nötig", da der nach dem Siel an der Ecke der Pottgießerstraße führende Teil des Hafens zugeschüttet werden "mußte" und somit für eine Brücke allerdings die Begründung wegfiel. So hat gerade hier das Stadtbild, trotzdem das Rathaus selbst unverändert dasteht, die stärkste Veränderung erfahren.

Die Umgegend von Emden ist Marschland, also vollständig eben; gleichwohl durchaus nicht ohne landschaftlichen Reiz; wie denn jede Landschaft, dafern sie nur dieses ist und nicht den Übergang vom "Land" zur Großstadt bildet, ihre Schönheiten hat. Von dem mit herrlichen Bäumen bestandenen Wall, der von der Stadtverwaltung — zu unserer Zeit war besonders verdient um diese Sache Senator Mustert — gut gepflegt wurde, insbesondere von den ausbuchtenden Teilen aus ("Zwingern") hatte man einen weiten Fernblick in die Ebene, auf die Kornfelder und Wiesen, aus denen die stattlichen Dörfer mit ihren Baumgruppen aufragten. Abends konnte man von dem nördlichen Walle aus das Leuchtfeuer von Norderney blinken sehen.

Nach der anderen Seite der Stadt bot der nach Nesserland und der dortigen Schleuse führende Deich Gelegenheit zu angenehmen Spaziergängen, worauf wir Knaben freilich geringeren Wert legten als auf die dort und in dem nördlich angeschlossenen, damals noch nicht eingepolderten Landstrecken sich bietenden Gelegenheiten zu interessanten Beschäftigungen. So wurde bei Hochwasser auf Nesserland, einer kleinen, über dem Wasser bleibenden Warf, gebadet, wobei wir unsere Kleider über die alten Grabkreuze legten. Oder es wurde nach "Hahnebolten" gesucht, einer Pflanze, deren unterer Stiel weiß war und einen spargelähnlichen Geschmack hatte. Auch erinnere ich mich, daß unser Vater uns manchmal mitnahm, wenn er in den Schlöten nach Krabben oder nach Aalen fischte, wobei ihn ein Freund aus der Junggesellenzeit, "Onkel Wallbaum", zu begleiten pflegte. Am Schluß gab es dann aus einem silbernen Becher, den ihm, wenn ich nicht irre, seine am Apfelmarkt wohnende Großmutter geschenkt hatte, weißen Wein.

Unauslöschlichen Eindruck hat auf mich das einzig große Hochwasser, das ich erlebt habe, gemacht, eine Springflut schlimmster Art. Daß trotz der großen, hohen und von der Stadt und den Landgemeinden sorgsam gepflegten Deiche dem tückischen und gewaltigen Elemente nicht zu trauen war, war allgemeine Überzeugung, und trat uns tagtäglich in dem Umstande vor Augen, daß bei den tiefergelegenen Teilen der Stadt sich Vorrichtungen fanden, durch die man ganze Straßen vor eindringendem Wasser zu schützen beabsichtigte, wenigstens es zu können vermeinte. Es waren mächtige Schotten. Ganz besonders war der sogenannte "Hof von Holland", eine Querstraße zwischen Osterstraße und Sandpfad, solchen Schutzes bedürftig. Auch erzählten uns unsere Verwandten, daß vor noch gar nicht langer Zeit das Wasser öfters in den Straßen so hoch gestanden habe, daß man mit flachen Booten darauf fuhr. Mich dünkt, daß die große Flut, die in meiner Erinnerung steht, 1872 stattgefunden hat. Es war gegen Morgen. Die Sturmglocken läuteten von allen Türmen. Die Erwachsenen begaben sich an den Nessenlander Deich und an den Larrelter Deich, um die vom Wasser durchbrochenen oder die erst gefährdeten Stellen mit Sandsäcken und anderem Material zu füllen oder zu stützen. Das Vieh, das in der Nähe des Deiches auf Weide ging, schwamm, soweit es noch konnte, dem Lande zu. Dabei herrschte starker Sturm und unter den Menschen stärkere Aufregung. Endlich begann die Ebbe einzutreten und in einigen Stunden verlief sich das Wasser. Die Stadt selbst hatte keinen Schaden genommen. Auf uns alle hatte das Schauspiel des erregten Wassers über dem weiten Lande, das wir sonst nur im grünen Glanze des fetten Grases zu sehen pflegten, einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. An den folgenden Tagen gingen wir Knaben an die Außenböschung des Deiches und zündeten von dem zahlreich angetriebenen Seetang, Holzstückchen und dergleichen lustige Feuer an, in deren Asche wir Kartoffeln brieten.

So stand meine Jugend, obgleich Emden nicht am Dollart lag (wie in früheren Jahrhunderten), sondern seine Entfernung von ihm gewiß 2 Kilometer betrug, doch unter dem Einfluß des Meeres. Auch noch in vielfältiger anderer Beziehung. So brachten die Kapitäne, in deren Familien mein Vater Arzt war, ihm von ihren weiteren und näheren Fahrten allerlei artige Dinge mit, die bei uns Kinder viel Neugier erregten. Noch jetzt ist in meinem Besitz ein kleines, ganz aus Kupfer gesponnenes Tablett mit zwei kleinen, für Streichhölzer und Fidibusse bestimmten Bechern mit japanischen Zeichnungen darauf, das der Kapitän Müggenborg von einer Reise nach Japan mitgebracht hatte.

Auch der Fischfang und das Einlaufen der Schiffe, die voll mit Schellfischen beladen waren, die dann das Stück für wenige Pfennige am Hafen
selbst verkauft wurden, war oft Gegenstand unserer Betrachtung. Hin und
wieder betrachteten wir auch bei einem — mich dünkt in der Heerenstraße
wohnenden — Fischer staunend einen riesigen Stör, der in der Emsmündung
gefangen worden war, oder Delphine, die sich kurz zuvor noch um Borkum
oder Norderney getummelt hatten. Das eigentliche Meer haben wir frühzeitig kennengelernt.

In unserer Kinderzeit — es mag bis ins Jahr 1870 nahezu alljährlich geschehen sein — ging unsere Mutter im Hochsommer mit uns nach Norderney, das damals noch ein einfaches, aber — insbesondere auch infolge der jährlichen Anwesenheit König Georgs V. von Hannover (bis 1865) — vornehmes Bad war. Sie mietete, meist bei denselben Insulanern, zwei Zimmer, vor deren einem nach dortiger Sitte eine halbgeschlossene Glasveranda lag, und führte die Wirtschaft selber. Nur wenn ihr Vater, Nicolaus Viëtor, mit anwesend war, wurde mittags an der langen "Table d'hôte" im Conversationshause gespeist — für uns Kinder, die wir an größere Gesellschaft nicht gewöhnt waren, zwar ein interessantes, jedoch nicht angenehmes Ereignis, da auf unser gesittetes Betragen nach unserem Gefühl etwas reichlich geachtet wurde. Ähnliche drückende Bindungen waren es für uns, wenn

wir mit Mutter und Großvater und gar den nicht wenigen Bekannten auf dem breiten, eben von der Flut verlassenen und daher ganz festen Strande spazieren gehen mußten. Von diesen Bekannten sind mir zwei in der Erinnerung: das eine war "Madame" Reemtsma, Frau Kommerzienrat Reemtsma, eine reiche Emderin, mit ihrem Manne in der Straße "hinter dem alten Fleischhause" (jetzt Bismarckstraße) wohnend.

Sie war eine höchst originelle, lustige Person. Sie hatte sich, als 1867 nach der Annexion Hannovers (die übrigens von den Ostfriesen als eine Befreiung empfunden wurde) König Wilhelm I. und Bismarck zum ersten Male Emden besuchten, ausgebeten, daß Bismarck bei ihr wohne. Bei dieser Gelegenheit habe ich Bismarck zum ersten und einzigen Male gesehen. Wir Jungen umlagerten sein nach der Straße zu gelegenes Fenster, und als er sich nach dem etwas mühseligen Tage "in seine Gemächer" zurückziehen wollte, streckte er seine Hand aus dem Fenster und ich war selig, daß ich als einer der Wenigen das Glück hatte, diese Hand zu berühren. Bismarck selbst soll an der vergnügten Madame sein rechtes Gefallen gefunden haben, und als er am folgenden Morgen zur Abreise nach dem Bahnhof fuhr, hat er sie eingeladen, in seinem Landauer mit Platz zu nehmen. Sie nahm das gern an, und Bismarck habe dann während der Fahrt ihr aus seiner, wahrscheinlich wohl Göttinger, Studentenzeit erzählt und dabei einfließen lassen, daß er eine sehr bewegte Vergangenheit gehabt habe. "Das sieht man Ihnen auch an, Excellenz" habe Madame R. erwidert, worauf Bismarck höchst vergnügt gelacht habe. Dies erzählte man sich von Madame R., weil sie es selbst gern erzählte.

Meine Mutter hat dieser Sommerwochen auf Norderney und der anmutigen Insel bis an ihr Lebensende gern gedacht und ist auch im Alter dann und wann, einer starken Sehnsucht folgend, auf kurze Zeit wieder dort gewesen; sei es in Begleitung ihres Bruders oder meiner Frau oder Nikos, auch wohl mit einer Emder Freundin. Uns Kindern mochte es auch wohl in Norderney gefallen, obgleich die Eindrücke nicht so ganz ungetrübt waren. Ich habe z. B. immer noch ein unbehagliches Gefühl, wenn ich an die Seebäder (die ich übrigens später stets mit größtem Behagen genommen habe) denke: das Flutwasser bespülte die drei Stufen der Badekutsche, und wenn ich aus dieser Kutsche, die von einem Pferde ins zunächst flache Wasser gezogen wurde, heraus trat, nahte sich unversehens von hinten die Badefrau und schüttete mir einen großen Eimer voll der salzigen Flut über den Körper. Das war unbehaglich, erleichterte aber den Entschluß, nunmehr sich den anrollenden Wogen auszusetzen.

Mit ungeteiltem Vergnügen machte ich aber die Dampfschiffahrt von Emden bis zur Insel mit. Ich erinnere mich jedoch, daß ich einmal auch von Norddeich zu Wagen bei Ebbe über das Watt gefahren bin, und zwar mit meinem Großvater: er war, wie manche Ostfriesen, die die verheerende Wirkung der Nordsee ("Mordsee") in zahlreichen Fällen beobachten konnten, ein geschworener Feind jeder Seefahrt und fuhr jedesmal in der Kutsche übers Watt, was im Grunde viel gefährlicher war, da es vorkam, daß bei ungünstigem Winde das Wasser früher, als es nach dem Kalender durfte, das Watt überströmte und daß es sogar in den Postwagen eintrat, so daß die Reisenden mit angezogenen Knien sitzend die Fahrt vollenden mußten. Es sind auch Fälle vorgekommen, daß Pferde, Kutscher und Insassen ertranken. König Georg soll sich bei solcher Fahrt einmal in ernstester Lebensgefahr befunden haben. Gleichwohl folgte der Großvater stets seinem Wahlspruch: t' Water hett geen Balken.

Diese Besuche Norderneys mögen bis an das Ende der sechziger Jahre ziemlich alljährlich stattgefunden haben. Später traten an ihre Stelle in den großen Schulferien Fahrten nach Landschaftspolder zu den Großeltern und nach Collinghorst zum Onkel Willem. Der Landschaftspolder ist zur Zeit Friedrichs des Großen eingedeicht worden und gehört wohl auch heute noch zu den fruchtbarsten Gebieten des ganzen Landes. Er erstreckt sich im NW bis an den ersten Deich, der ihn lange Jahre vom Dollart schied, bis später ein weiterer Landstreifen davor eingepoldert wurde, woher der dann abschließende Deich der Außendeich genannt wurde. Noch O zu bildete die Grenze die Gemeinde Ditzumer Verlaat. Nach SW erstreckte er sich fast bis an die holländische Grenze, das Gebiet von Nieuwe Schans. Die Gutshöfe lagen in der Mitte des Polders, in weiteren Abständen voneinander, nebeneinander, so daß die Linie der Häuser etwa einen Winkel von 50 - 600 bildeten. Vor dieser Häuserreihe lief zunächst ein schmaler Fußsteig ("het Padje"), dann der "Weg", ein Fahrweg, der jetzt eine gepflasterte Chaussee ist, damals aber im Sommer fester "Klei", Tonerde, im Winter eine nasse, weiche und klebrige Masse war; jenseits des Weges führte das sogenannte Polder-Tief, auf dem sogar Kähne fahren konnten, und das im Winter als eine gute Eisverbindung die schlechten Wege weniger empfinden ließ. Die Vorderseite der Gutshäuser war nach Nordwesten gerichtet, die hintere nach dem Bunder Deich. Nach beiden Richtungen erstreckten sich die zu den einzelnen Plätzen gehörigen Felder, die zu unserer Zeit fast durchweg zu Körnerbau - in recht großem Umfang auch zu Rapssaat - verwendet wurden. Ein besonderes Fest war das "Saatdreschen", bei dem es für das Gesinde harte Arbeit, Braunbier und wohl auch starke Dosen "Jenever" gab. Von dem Stroh wurden nach Beendigung des Vorganges große Freudenfeuer ("Saatfür") angezündet, die in den Dämmerungen der Sommerabende in großer Zahl brannten und einen sehr schönen Anblick gewährten. Die Bauart der Häuser war die allgemein ostfriesische: im Vorderhause die Wohnräume der Familie, die meist sehr geräumig und behaglich waren, abgesehen von der guten Stube ("mooie

Kamer"), in der oft ein zu der behaglichen Einrichtung der übrigen Zimmer nicht recht passender Luxus herrschte. Bei dem Nachbarn meines Großvaters Philipp de Boer standen seidene Polstermöbel, überzogen mit Leinenkappen, prächtige Spiegel, Klavier etc.; freilich war seine Frau, von meinem Großvater meist scherzhaft die "heilige Liesbeth" genannt, eine etwas kritiklose Dame. Bei manchen Bauern, z. B. bei Eilkema's, war der Luxus viel geschmackvoller; die alte Frau Eilkema noch aus der gediegenen holländischen Zeit, wie sie denn auch stets noch goldene Platten auf dem vorderen Teil des Kopfes trug, die ihr sehr gut standen, (die noch jetzt in Holland vielfach üblichen "Ooreyzer"). Am vornehmsten, sowohl im Bau des Hauses — das von einem herrlichen ganz parkgemäßen Garten umgeben war — als auch im Auftreten war die Familie Agena, die ihre Töchter zum Abschluß ihrer von einer geprüften Lehrerin geleiteten Erziehung nach Versailles schickte, und ihre Söhne bei ganz vornehmen Regimentern in Hannover oder Berlin dienen ließ.

Inmitten dieser etwa eine Wegstunde langen Siedelung lagen die Kirche und die Pastorei; erstere von Ost nach West gerichtet, letztere mit ihrem dahinterliegenden Garten die Kirche senkrecht schneidend. Den Winkel zwischen beiden füllte der Kirchhof mit zahlreichen schwarz angestrichenen, meist hölzernen Grabgittern und mit breiten Grabplatten.

Der Alte war selbst als hoher Siebziger noch ein vortrefflicher Schlittschuhläufer. Ich sehe ihn noch auf seinen Holländern (mit langen nach oben gebogener Spitze versehenen Schlittschuhen) mit Anmut und Festigkeit dem Laufe obliegen, der in Ostfriesland kein Sport, sondern, bei dem Kanalreichtum und den schlechten Fahrwegen, ein Beförderungsmittel ist. Er pflegte aber, auch nach holländischer Weise, stets einen Eishaken — eine lange Stange mit einem starken Haken an der Spitze — mit sich zu führen, den man beim etwaigen Brechen der Eisdecke quer über die Bruchstelle legen oder mit dem man sich ans Ufer ziehen konnte. Eines Tages kam er mit dem Nachbarpastor von Ditzumer-Verlaat zu Eise heim und brach mit ihm ein. Im Momente der Lebensgefahr sagte er gelassen: "Nu sünt Polder und Verlaat vakant." Der Eishaken tat aber doch noch seine rettende Wirkung.

Um unsere geistige Bildung, dafern man darunter das Schulmäßige versteht, kümmerte er sich sehr wenig. Meine Mutter hatte ihn einst gebeten, mir während der Ferien, damit ich nicht zu viel verlernte, einige lateinische Stunden zu geben; es handelte sich um Formenlehre, wenn ich nicht irre, unregelmäßige Verben. Das war ihm so langweilig, daß er alsbald erklärte, der Junge wisse genug. Dagegen hat er mir sehr eifrig Unterricht im Florettfechten erteilt, das er noch aus seiner Groninger Studentenzeit vortrefflich beherrschte. Zunächst nahm er Floretts von Korbgeflecht, dann rich-

tige von Stahl, auf denen vorn ein Knopf steckte. Ich habe das gern getrieben und fand Freude an den "Stellungen", bei denen man die linke Hand wie einen Schild über dem Kopfe halten mußte, und an der leichten Abwendbarkeit der Stiche durch kurze Wendungen des vierkantig geschliffenen Floretts.

Mit dem rüstigen Mann bin ich auch mehrere Male nach Neuschanz gewandert, um von dort aus nach Holland hinein zu fahren. Im Jahre 1874 - er war damals 71 Jahre alt - waren wir zusammen zu einem großen holländischen Missionsfest; dabei hielt die Festpredigt auf einer Kanzel mitten in einem großen Teiche, an dessen Ufern Tausende von Menschen gelagert waren, der damals berühmteste Geistliche Hollands Mynheer Kuyper. Ein anderes Mal - 1875 - ich war damals schon Oberprimaner, nahm er mich gar mit nach Groningen, um mir seine alte Hochschule und die Stadt zu zeigen. Ich habe diese gemeinsam verlebten Tage in angenehmster Erinnerung, wenn ich auch als noch Sechzehnjähriger wenig Verständnis hatte für die retrospective Wehmut des nun 72jährigen Studenten der Alma Mater Groningensis. Besonders deutlich ist mir in der Erinnerung geblieben das Mittagsmahl in einem vornehmen Restaurant: nach der Suppe bestellten wir uns ein Beafsteak, das auch alsbald, mit herrlichen Kartoffeln, in holländischer Stattlichkeit auf der Bildfläche erschien. Als wir damit fertig waren, sagte der Alte gelassen, dieses Beafsteak sei viel zu hart und zu rot gewesen, um von einem Rinde zu stammen; es sei ohne Zweifel Pferdefleisch gewesen, und es sei offenbar ein schlechter Geist in Holland aufgekommen, daß man so edle Tiere zu schlachten wage! Auch habe ich bei diesem Mahle zum ersten Male in meinem Leben, wie er selbst auch, Papierservietten gesehen.

Neben dem Großvater Jakob Wychgram umhegte uns in der Polder-Pastorei die Großmutter Tönna Wychgram. Sie war geistig einfacherer Struktur und hatte in ihrer Jugend nur eine geringe Schulbildung erhalten. Dafür aber ihr Herz an um so rechterer Stelle bewahrt und in allen Dingen des ihr unterstellten Lebens war sie von sicherem Gefühl. Sie war durch einen starken Optimismus ausgezeichnet und hatte die Neigung, alle Dinge möglichst rosig anzusehen. Ihre Söhne erzählten wohl, daß sie einst einem heftigen Regen gegenüber, der ihr unbequem war, behauptet habe: "t' is man dook" (es war nur Nebel).

Das Merkwürdigste an ihr war eine gewisse Gabe des "Zweiten Gesichts". Sie hat mir selbst folgenden Vorfall erzählt, an dem zu zweifeln alle, die sie gekannt, nicht den geringsten Anlaß haben, wie denn überhaupt diese in unseren nordwestlichen Gegenden — besonders auch in Westfalen — auftretende Erscheinung des zweiten Gesichtes so oft beglaubigt ist, daß an ihrer Existenz nicht wohl gezweifelt werden kann. Auch die mo-

derne Psychologie bemüht sich nur noch, diese Phänomene - sie sind es im buchstäblichen Sinne des Wortes - zu erklären; darin liegt, daß sie ihre Existenz anerkennt. Also meine Großmutter erzählte mir, sie habe eines Tages, als ihr Mann noch in Neermoor Geistlicher war, in ihrer Küche gesessen, meinen kurz zuvor geborenen Vater auf dem Schoß, die Tür von der Küche in den Korridor geöffnet. Da habe sie plötzlich den ihr bekannten Kandidaten der Theologie Stromann mit langer Pfeife in der einen, ein Manuskript memorierend in der anderen Hand haltend, gemächlich in dem Korridor auf- und abgehend gesehen. Sie habe diese Erscheinung ohne irgendwelche Beklemmung zu empfinden betrachtet, schließlich aber doch die Tür geschlossen. Abends habe sie sofort dies Erlebnis ihrem von seiner Pastorenkonferenz in Emden heimkehrenden Manne erzählt. Genau an demselben Tage des nächsten Jahres sei aber besagter Kandidat Stromann in die Stelle unseres Großvaters eingeführt worden, nachdem dieser einen Ruf nach Landschaftspolder angenommen habe! Die Erzählung enthält alle typischen Momente des zweiten Gesichtes oder der in Ostfriesland sogenannten "Vörloop"- (Vorlaufs-) Geschichten. Die Großmutter hat mir auch mitgeteilt, daß ihrer Schwester, Frau Pastor Mennenga, ähnliche Gesichte erschienen seien. Es ist also anzunehmen, daß in unserer Familie die Gabe des zweiten Gesichtes wohl einmal wieder auftauchen wird, wenn nicht die starken intellektuellen Einwirkungen der neueren Zeit und besonders der Schulen sie unterdrücken. Ich bemerke hierbei aber zum Troste, daß alle Personen, die diese Gabe haben, bei solchen Visionen nicht die geringste Angst empfinden, daß vielmehr ihr Gefühlsleben in solchen Augenblicken ganz neutralisiert ist und auch nachher keine Erschütterungen erfährt. Also nur keine Angst! Auch dies sind natürliche Prozesse, die nur noch nicht erklärt sind. Wer sich dafür interessiert, lese bei Schopenhauer die famose Abhandlung über die Gespenster.

Die Großeltern lebten in ihrer ländlichen Einsamkeit aufs friedlichste zusammen. Da in beiden reisiges Blut steckte, so machten sie sich oft auf, um die Kinder in Emden, Oldersum und in Collinghorst zu besuchen. Auch Schwester und Schwager in Greetsiel wurden nicht vernachlässigt, wobei denn von Emden aus die bei "Beckers Stig" (Anlegeplatz am Ende der Potgießerstraße) abfahrende "Treckschüte" benutzt wurde — wenigstens in älterer Zeit. Ich selbst habe noch die Erinnerung an die "Treckschüte". Auf dem Achterdeck stand ein Tisch, um den die Fahrenden, wohl gar mit behaglichen langen Pfeifen im Munde, saßen und Tee tranken. Die Tage, da die Alten bei uns zu Besuch waren, hatten für uns Kinder etwas Festliches, zumal die Großmutter uns jedem zunächst ein "Negenstüber"-Stück (50 Pf.) und bei zunehmendem Alter sogar ein "Achtienstüberstück" (1 M) zuzustecken pflegte und mitunter der Großvater dasselbe tat. Aber auch im übrigen war die Anwesenheit der Alten sehr schön, vielfach durch

die gute Laune des Großvaters nicht ohne lustige Zwischenfälle, wenn auch unsere Mutter nicht immer an den etwas drastischen Scherzen des Alten Gefallen fand. Sie empfand immer noch einen leisen Groll gegen ihn, weil er eines Tages, als sie selbst zu einer Teestunde mit Oma bei einer Polder-Familie abwesend war, uns unseres lockigen Haares beraubte und mit seiner Schere uns kunstgerecht vollständig "geigelt" hatte. Ich erinnere mich ihres berechtigten Zornes, weniger über die Tatsache selbst, als über die Eigenmächtigkeit und die nicht vorher bei ihr eingezogene Erlaubnis.

Was die Großeltern verband, war zunächst das lange gemeinsame Leben, das ihnen doch auch manches Schwere gebracht hatte; ich erinnere nur an die Auswanderung zweier Söhne, an die verhängnisvolle Neigung Willems zum Alkohol; auch habe ich aus hinterlassenen Briefen entnommen, daß Opa immer den Wunsch gehabt hat, in seiner Vaterstadt Emden ein Pfarramt zu erhalten und so wenigstens zweien von seinen Söhnen näherzukommen. Dieser Wunsch, der ihn einmal zu unmittelbarer Bewerbung trieb, ist ihm nicht erfüllt worden - es waren wohl zu viele Konkurrenten und darunter manche mit stark entwickelter Orthodoxie, während man die in Holland vorgebildeten Geistlichen - nicht ohne Grund - für "liberaler" hielt. Noch mehr aber verband die Alten gleichgestimmter frommer Sinn. Es war ein ganz naives Christentum. Die Bibel, insbesondere das Neue Testament, galt ihnen ohne Vorbehalt als "Gods woord", wobei sie den mannigfachen Widersprüchen in der neutestamentlichen Darstellung des Lebens Jesu, die ihnen doch nicht verborgen bleiben konnten, da sie sehr fleißige Bibelleser waren, kein Gewicht beilegten (höchstens daß der alte Herr hie und da z. B. in der Geschichte der Hochzeit zu Canaan, gewisse humoristische Elemente nicht ungern entdeckte). Aber der ethische Kern des Neuen Testaments war ihnen die Hauptsache und die Richtschnur für ihr Leben. Ich habe eigentlich niemals aus ihrem Munde ein bösartiges, gar von Neid diktiertes Wort gehört, sondern nur Ausdrücke freundlicher Teilnahme an anderen Menschen, auch wenn sie von vornherein gegen diesen oder den anderen eingenommen sein mochten. Auch waren sie nach ihren beschränkten Mitteln mildtätig, soweit sie bei der großen Wohlhabenheit der meisten Gemeindemitglieder dazu Gelegenheit hatten. Vorüberziehende Musikanten wurden auch mit Küchenbeständen gelabt. Der täglich etwa um vier Uhr erscheinende Briefträger ging selten - und dann nur mit eigenem Willen - ohne sein "Kopke Tee" von dannen, und selbst Bettler und Landstreicher klopften wohl nie vergeblich an.

Daß bei dem Entwicklungsgange des Großvaters seine geistigen Interessen ganz holländisch orientiert waren, kann nicht Wunder nehmen. Nannte man sogar in meiner Jugendzeit die nach Emden zuziehenden, nicht aus Emden oder Ostfriesland stammenden Beamten und andere Leute "Dütsers" (Deutsche), in welchem Worte als Unterton mitschwangen: Zugelaufener, schnurriger Kauz, unzuverlässig; unsauber; schlampig. Während nun aber in Emden der Prozeß der Eindeutschung sich, besonders nach der Annexion von 1866, ziemlich rasch vollzog - mein Großvater Niklas (Viëtor) hat schon vor der Annexion hochdeutsche Predigten gehalten -, ging das jenseits der Ems langsamer. Schon geographisch scheint das Rheiderland mehr zu Holland zu gehören. Opa-Polder hat in den ersten Jahrzehnten seines Pfarramtes nur holländisch gepredigt und auch in den späteren Jahren wohl nur darum hin und wieder deutsch, weil das Consistorium es verlangen zu müssen glaubte. Seine ganze Gemeinde verstand das Holländische, wobei übrigens zu berücksichtigen ist, daß auch die holländischen Predigten des alten Geistlichen nicht in der klassischen Schriftsprache, dem "hoog Harlemer dyk", sondern mit Einmischung groningischer und westfriesischer Wörter und Aussprache gehalten wurden, die dem ostfriesischen Plattdeutsch einigermaßen nahestanden. Opa-Polder sprach mit uns Hochdeutsch, das er gelesen durchaus beherrschte, während gesprochen es nicht so sicher klang. Gleichwohl glaube ich nicht, daß er jemals ein Stück von Schiller oder von Goethe gelesen hatte oder sonst in dem deutschen klassischen Schrifttum auch nur einigermaßen beschlagen war. Dagegen kannte er vieles aus der weltlichen holländischen Literatur. Er sprach mir von Bilderdyk, von Joest van den Vondel's Gysbrecht van Amstel, von van Alphen und anderen; ganz besonders aber von den launigen Fabeln und Epigrammen von Vader Cats, von denen er manches sinnreiche Sprüchlein im Gedächtnis hatte und bei guter Gelegenheit anwandte; so pflegte er, wenn von Streberei die Rede war, das bissige Verslein zu zitieren:

> "Wan apen hooger klimmen willen, Dan ziet man eerst haar naakte billen."

Wie er denn allerlei poetische Reminiszenzen gern zum besten gab. Als er eines Tages mit mir auf dem Uiterdyk stand und wir jenseits des Dollart die Türme von Emden erblickten, sagte er, wobei mir unbewußt in ihm wohl unerfüllte Schnsucht mitgeklungen haben mag:

> By't zien van ginze stadt Foel ik myn harte kloppen, Als het in Swizzer klopt By't zien van d' Alpen toppen.

Durch holländische Vermittlung war ihm auch manches aus der französischen Literatur bekannt geworden, so Fénelons "Télémaque" und besonders De l'Isle "La vie champêtre"; aus letzterem pflegte er oft, in Anwendung auf den "Meester" Boelsen zu zitieren "er is een tweed in dorp,
die kracht van infloed heeft" und gern sprach er auch die wohllautenden

Verse, mit denen die holländische Übersetzung von De l'Isles Erzählung von dem Schicksal der Egeria begann:

"Ik zing Egeria en haar rampzalig lot."

Das Tischgebet sprach er — es war beträchtlich lang und für uns Kinder angesichts der schönen Erzeugnisse der großmütterlichen Küche nicht immer ohne Geduldszerrung — holländisch, mit geringen Abweichungen täglich dasselbe, in feierlichem Tonfall. Es ist mir daraus die täglich wiederkehrende Stelle in Erinnerung: der Herr möge uns den rechten Sinn verleihen, damit die dargebotene Gabe "ons tot een gezond foedsel volstrecken moge".

Als ich älter wurde, besonders in den Primanerjahren, bildete die, in dem einzigen Zimmer des ersten Stockwerks in einem altväterlich-modrig duftenden Wandschrank aufgestellte Bibliothek für mich eine gern besuchte Stätte. Ich habe dort täglich lange Stunden verbracht, nachdem die oben geschilderten kindlichen Attraktionen ihren Reiz verloren hatten. Diese Bücherei war selbstverständlich nicht nach einem bestimmten Plane zusammengesetzt, sondern unorganisch "geworden". Sie enthielt Bücher aus des Großvaters eigener Studienzeit, aus der Schulzeit der Söhne; daneben Erzeugnisse der älteren französischen Literatur. Hier in dem entlegenen einsamen Stübchen (merkwürdigerweise "Akanaal" genannt) habe ich gelesen und zum Teil schriftlich übersetzt: Hugo Grotius, de veritate religionis christianae. In rascherem Fluge, als dieses gedankenreiche, aber insbesondere wegen der Excurse ins Altertum und zu den Kirchenvätern recht schwierige Buch wurde genommen: Fénelons Télémaque und besonders eine enggedruckte Ausgabe von Lesage's Gil Blas de Santilliane. Auch habe ich hier zuerst den Don Quichote gelesen, freilich in der das tiefere Wesen des berühmten Buches unterschlagenden Fassung des Franzosen Florian. Die Gedanken des Deutschen Zimmermann "über die Einsamkeit", das vielgelesene Buch aus der Zeit des jungen Goethe, lernte ich in holländischer Fassung kennen, ebenso wie Youngs "Nachtgedanken" und Salomon Gessners "Idyllen". Der Übersetzung der Odyssee und der Ilias von den Brüdern Stolberg konnte ich keinen Geschmack abgewinnen, da ich das Original und auch die Vossische Übersetzung kannte. Dagegen ist mir hier zuerst die Kantische Philosophie begegnet, und zwar in der frühen Popularisierung durch den Jenenser Reinhold, dem ich in späteren Jahren bei meinen Schillerstudien mit Vergnügen wiederbegegnet bin. Auch von Schelling fand ich einiges vor, ebenso wie von Schleiermacher die Reden über die Religion - ich erinnere mich aber nicht, daß diese Bücher einen Eindruck auf mich gemacht hätten. Wohl dagegen tat dies Neanders Darstellung der Lehren der Gnostiker, was im Zusammenhange stand mit Einflüssen, die um die gleiche Zeit in Emden auf mich einwirkten. Im ganzen hat diese ganz zufällige Lektüre, die sich in fast ungestörter Einsamkeit vollzog, doch manches in mir gefördert, und ich denke an sie, wie auch an die Anregungen, die mir um jene Zeit aus der Bibliothek meines Emder Großvaters zugeflossen sind, um so lieber, als das Emder Gymnasium eine sehr üble Schule war und uns nicht einmal die im Lehrstoff liegenden Anregungen erschloß, geschweige denn über die engen Grenzen dieses Lehrstoffes hinaus uns irgendwelche Perspektiven eröffnete.

Die Michaelisferien und manchmal auch einen Teil der Sommerferien verlebten mein Bruder und ich in Collinghorst bei Onkel Willem, dem jüngsten Sohne der Großeltern, solange dieser noch Junggeselle war, also etwa bis 1874. Collinghorst war ein sehr idyllisches, verstreut liegendes Dorf von wesentlich anderem landschaftlichen Charakter als Landschaftspolder. Während dieses eine reine Marschlandschaft bot, war Collinghorst schon auf der "Geest" gelegen, der Boden — soweit nicht Moore in Betracht kommen — sandig; die Felder nicht durch Gräben begrenzt, wie es die tiefe Lage der Marschen erfordert, sondern durch "Knick's", wodurch sich der Anblick vielmehr etwa der schleswig-holsteinischen Gegend nähert. Hie und da standen noch größere Waldparzellen als Überbleibsel früher ausgedehnter Waldungen.

Onkel Willem hatte an der nach Westrhauderfehn führenden Chaussée ein schönes Apothekenanwesen. Durch ein Pförtchen, dessen Klang ich wohl heute noch wiedererkennen würde, trat man in einen schmalen Blumengarten und dann in den Korridor des Hauses: rechts hatte man den Apothekenraum, hinter dem sich ein kleines Zimmer befand von dem aus eine Stufe in das kleine Schlafzimmer des Onkels führte; links lag die "gute Stube", an die sich eine Wohnstube anschloß. Das Hinterhaus enthielt ein "Laboratorium", in dem die zum Apothekergewerbe gehörenden gröberen Arbeiten chemischer und mechanischer Art verrichtet wurden, wobei ein großer Mörser eine bevorzugte Rolle spielte. Von hier aus, sowie unmittelbar vom Corridor aus, gelangte man in den uns Kindern herrlich dünkenden großen Garten. Zunächst hinter dem Hause ragten ein paar mächtige Tannen empor. Dann folgten große Strecken Beerensträucher, Gemüsebeete von um die Michaëliszeit meist schwerbehangenen Obstbäumen unterbrochen. Die geernteten Äpfel und Birnen pflegte der Onkel im oberen Stockwerk in einem besonderen Zimmer aufzubewahren, dessen Fußboden ganz von den Früchten bedeckt war. In der Apotheke selbst gab es für uns allerlei interessante Dinge, anziehende und abstoßende. Zu jenen gehörten z. B. das Süßholz, die Lakritzenstangen und besonders die "Réglise" genannten leckeren viereckigen Plätzchen, mit denen der gute, überhaupt sehr freigebige Onkel nicht kargte; auch gab es wohl mal einen Schuß Syrupus

sachari pur. ins Selterwasser. Abstoßend dagegen war z. B. asa foetida oder "Teufelsdreck", der furchtbar roch; und geheimnisvoll schreckhaft blickte uns der auf zwei gekreuzten Knochen gelagerte Totenkopf an, der an die Tür des Giftschrankes angemalt war.

Hierbei fällt mir, als kennzeichnend für den damals — vielleicht auch heute — noch umlaufenden Aberglauben unter der Bevölkerung ein, daß öfter ein bestimmtes Kraut verlangt wurde, das die Leute in das Kopf-kissen von Familiengliedern oder Freunden legen wollten, die vom Teufel besessen waren, und durch das sie diesen austreiben zu können glaubten. Alle Versuche, den Menschen solchen Blödsinn auszutreiben, waren vergebens, und so pflegte denn der verkaufende Lehrling nach Weisung des Onkels ein besonders harmloses Kraut abzugeben, über dessen prompte Wirkung mitunter sogar erfreuliche Berichte einliefen.

Unseren Onkel Lukas, Pastor in Oldersum, haben wir auf längere Zeit nicht besucht. Das lag wohl daran, daß wir ihn fast jede Woche in Emden sahen. Er kam zu Fuß — wie er denn überhaupt ein rüstiger Wanderer war — sehr oft zu uns, mit einer ledernen Umhängetasche angetan, in der er in Emden gemachte Einkäufe für seinen Junggesellenhaushalt verstaute. Er war ein freundlicher Mann, der uns Kindern gern etwas "mitbrachte" und uns Geschichten aus seiner Studentenzeit und von seinen Reisen erzählte, deren er jährlich eine zu machen pflegte, bald an den Rhein, wo er einst als Bonner Student gewandert war, bald nach dem Harz, dem Teutoburger Wald, der Porta Westfalica usw.

Er zeigte sich manchmal von einer etwas forcierten Lustigkeit, was er seinen Besuchern schuldig zu sein glaubte. In Wirklichkeit habe ich Grund anzunehmen, daß er sehr ernst, ja wohl gar etwas melancholisch und pessimistisch veranlagt war. Ich schließe das aus einzelnen Gesprächen, die ich, wenn ich gelegentlich als Student ihn auf ein paar Stunden besuchte, mit ihm führte und aus denen von seiner Seite eine starke Menschenverachtung herausklang. Insbesondere war er nicht einverstanden mit dem, was die preußische Regierung tat, sei es nun, daß es sich um die Anlage des Lateralkanals von Oldersum nach Emden handelte, oder um Verfügungen der Auricher Regierung in Schulsachen. Er gehörte zu den Geistlichen, die schon in weit zurückliegenden Jahren die Auferlegung der Kreisschulinspection im Nebenamte nicht billigte.

Das Elternhaus in Emden lag an einer recht ruhigen Stelle der ohnedies damals sehr ruhigen Stadt. Vor ihm war ein kleiner Platz, von dem aus eine hölzerne Brücke über das bald darauf in das Siel mündende Tief führte, die sogenannte "Jungfernbrücke" — "Jüffernbrüggske". Diese führte ihren Namen entweder nach einem früher dort vorhandenen Frau-

enkloster oder -Stift, oder aber nach der Jungfrau Maria, wie denn überhaupt manche Straßennamen in Emden in alte, vorreformatorische Zeiten zurückdeuteten. So hieß z. B. eine andere Brücke — die Steinbrücken wurden "Piepen" genannt — "Rummelhilgenpiepe" d. h. Allerheiligenbrücke. — Jenseits des Tiefs zur Linken lag Beckers Gasthof mit einer Kegelbahn dahinter, von wo jeden Abend das Rollen der Kugel erscholl. Links vom Hause führte die Jungfernbrückstraße noch etwa 50 m weiter, um in die rechtwinklig daraufstoßende kleine Straße "Drei Tunen" (Drei Gärten) zu münden. Sie wurde von drei in Gärten liegenden Häusern gebildet, deren erstes der Vater meines besten Schulfreundes, der Rechtsanwalt Lorentz, besaß. Das zweite gehörte dem Auktionator Hilker, das dritte war die Amtswohnung des lutherischen Pastors Buck.

Hinter dem Elternhause war ein sehr kleines Gärtchen, mit einigen Apfelbäumen und einer Anzahl Blumen, die unsere Mutter trotz ungünstiger Lichtverhältnisse mit Erfolg züchtete. Das Gärtchen ist zeitweilig durch Zumietung eines Stückes Nachbargarten größer gewesen, wurde aber schon in den 80er Jahren wieder auf seinen katasterhaften Umfang beschränkt, als der Eisenhändler Dreesmann-Penning von der Stadt das Recht zur Benutzung einer städtischen Gerechtsame erhielt. In unserer Kindheit war unser Gärtchen allenthalben von größeren Nachbargärten umgeben, von denen der Garten des alten Herrn Buismann mir in angenehmer Erinnerung steht. Der Besitzer, dessen Haus an der Boltentorstraße lag, war ein verschrumpeltes, in Übersee reich gewordenes Männchen, das in dem großen Haus und Garten mit seiner ebenso verschrumpelten "Madame" Buismann ein stilles Leben führte.

An Herrn B. knüpft sich eine sonderbare, etwas rüde Erinnerung. Sein Sarg war einer der letzten, bei dessen Beförderung zum Kirchhof der sogenannte "spanische Tritt" ("spansche Tree") ausgeübt wurde. Die berufsmäßigen Sargträger machten bald einen weiten Schritt nach links, darauf einen nach rechts, so daß der Sarg eigentlich beständig hätte schwanken müssen, ja daß die Gefahr des Hinabfallens bestanden hätte, wenn nicht diese Träger es verstanden hätten, gleichzeitig, trotz des Hinkeganges, Sarg und Leiche immer in waagerechter Lage zu erhalten. Man hat mir erzählt, daß diese akrobatische Leistung sehr hoch bezahlt wurde und nur bei Beerdigung sehr reicher Leute in Anwendung kam. Daß den Trägern außerdem, nachdem sie den Schein der Betrunkenheit so geschickt vorgetäuscht hatten, auch hinterdrein eine wirkliche Betrunkenheit gestattet wurde, war nicht schön, aber historisch begründet. Gesehen haben wir den spanischen Tritt nicht, und wenn einer behaupten sollte, daß die ganze Sache erfunden wäre, so habe ich dem keine Beweise des Gegenteils entgegenzusetzen, sondern nur den Wunsch, daß er recht haben möge! Der Charakter dieser Sitte stimmt nicht wohl zu dem der ostfriesischen Landsleute, bei denen ich stets nur eine respektvolle Haltung dem Tode und den Toten gegenüber beobachten konnte.

Mein Vater war durch seine Praxis stark in Anspruch genommen. Meistens mußte er zu Landbesuchen schwere bis weit über die Knie reichende Stiefeln tragen, die wir Jungen ihm gern anzulegen halfen; dazu trug er bei Regenwetter, das in jenen Küstengebieten ja die Regel bildet, Gummirock und Gummimütze. Bei besserem Wetter und besseren Wegen benutzte er einen offenen Wagen, Chaise genannt, zweirädrig, und durch eine aufrichtbare lederne Kappe einigermaßen geschützt. Außerdem besaß er einen leichten viersitzigen Wagen, der aber meist nur zu Familienfahrten an schönen Nachmittagen benutzt wurde. Nicht ohne Sorge begleitete in ihren Gedanken die Mutter den Vater, wenn er nachts in die unwirtliche Gegend hinaus mußte. Ihm selbst machte die Sache aber meistens Freude, und ein gutes Schicksal hat dafür gesorgt, daß, als dieser kräftige Elan in reiferen Jahren etwas erlahmte, sich allmählich ein wohlgeordnetes Chausseen-Netz um Emden ausbreitete, ein Ergebnis teils der vernünftigen preußischen Innenpolitik, teils der unermüdlichen Tätigkeit des Kreises unter seinem ausgezeichneten Kreishauptmann von Weihe, der darum den Ehrennamen "Klinker-Heinrich" bei den Leuten trug. Nun konnte der Vater dazu übergehen, ein sogenanntes "Doktorcoupé" zu kaufen, dem er zwei Ponys vorspannte und das ihn bequemer und geschützter zu seiner ländlichen Clientel trug. Dieses Coupé hat er später bei abnehmenden Kräften, denen aber eine Abnahme der Praxis nicht entsprach, auch bei Besuchern in der Stadt, wenigstens vormittags, benutzt.

Wie weit seine Landpraxis reichte, mögen folgende Ortsnamen andeuten, die ich bei Bestellungen oft hörte: Larrelt, Wybelsum, Logumer Vorwerk, Knocke, Twixlum, Cirkwehrum, Harsweg, Hinte, Westerhusen, Grothusen, Loppersum, Osterhusen, Wolthusen, Uphusen, Riepe, Borssum, Jarssum, Petkum, Gandersum u.a.m. Die ersten Landklienten, die er überhaupt, noch in der Junggesellenzeit, gehabt hat, war die Familie Bode in Uphusen, die ihm mit großer Anhänglichkeit bis zuletzt zugetan blieb, auch als der Sohn Menne Bode den väterlichen Hof übernahm. Diese Anhänglichkeit erstreckte sich auch auf Mama und uns und äußerte sich gelegentlich auch in willkommenen landwirtschaftlichen Spenden.

Auch sind wir hin und wieder bei diesen biederen und gastfreien Leuten gewesen, wenn Papa mit uns eine der schon erwähnten angenehmen Sonntag-Nachmittags-Ausfahrten unternahm, die uns über Uphusen hinaus nach Riepe, wo für den Winter Honig bestellt wurde, oder gar nach dem waldreichen Ihlow führte. Solche Ausfahrten richteten sich auch wohl nach der

Knock, einem vorspringenden, jenseits von Wybelsum gelegenen Punkt der Küste, wo der Dollart aufhörte und die Nordsee begann und ein den Eltern bekannter Landwirt Stevens wohnte; oder auch nach dem "Konrebbersweg", der nach dem alten Friesenkönig Radbod genannt war und neben dem eine zu dem Wybelsumer Gut gehörige Landparzelle lag. Hier wurde an schönen Sommertagen den in den Gräben "stehenden" Hechten aufgelauert und der Versuch gemacht, sie mit einer Harpune zu stechen. Oder nach "Georgsheil", etwa auf halbem Wege nach Aurich gelegen, wo ausgezeichnete Pfeffernüsse, eine Spezialität des dortigen Wirtshauses, gegessen und für Opa Niklas, der sich übrigens dann und wann an solchen "Ausfahrten" beteiligte, gekauft wurden. Auch in Oldersum gab es ein ähnliches Gebäck, "Jan Hagel un sin maat" genannt, das wir öfters der Ledertasche von Onkel Lukas entnehmen durften.

Ich erinnere mich eines Besuches in Oldersum, den wir mit unserem Großvater Niklas machten; der alte Herr hatte selbstverständlich eine große
Tüte "Janhagel" gekauft, und als wir den Zug bestiegen, befand sich in
dem Abteil auch der Geistliche der katholischen Gemeinde Emdens, dem
nun unser Großvater mit herzlicher Liebenswürdigkeit das herrliche Gebäck mehrere Male anbot. Wer die gespannten Verhältnisse zwischen den
beiden Konfessionen in Emden kannte, mußte dieses verbindlich-friedfertige
Kuchenessen der beiden Prälaten allerdings als ein seltenes, befremdliches,
aber erfreuliches Erlebnis ansehen, wiewohl es dem milden, friedlichen Sinn
des Großvaters entsprach, der z. B. als einziger Christ in dem Leichenbegängnis des Juden de Beer mitging, in dem ihm ein langjähriger Nachbar
gestorben war.

Allmählich wuchs das berufliche und gesellschaftliche Ansehen unseres Vaters, und uns Kindern zunächst unbewußt, breitete es sich schützend und fördernd auch über uns aus. Rechnet man dazu, daß die Familie Wychgram eine ursprünglich Emder Familie von bestem Rufe war und daß unsere Mutter einem altostfriesischen Hause entstammte, dem damals zwei hochangesehene Geistliche der Stadt angehörten, so erklärt es sich leicht, daß sich diese günstige Meinung der Einwohnerschaft auch auf uns Jungen übertrug und uns das Leben freundlicher gestaltete als es denen — besonders den zahlreichen Mitschülern — vergönnt war, die nicht auf öffentlich verdiente Vorfahren zurückschauen konnten. Indessen darf das nicht so verstanden werden, als ob irgendwie auch nur leise ein Standesvorurteil großgezogen worden wäre. Dazu waren sowohl Vater als Großvater zu sehr in dem Volke verankert, und auch ihre Gesinnung hätte das nicht zugelassen.

So kam es auch, daß unsere Spielgenossen keineswegs nur aus den Patrizierkreisen sich rekrutierten. Ich selbst erinnere mich, daß ich in frühen Jahren aufs eifrigste, z. B. mit dem Sohn eines kleinen Mehlhändlers unserer Nachbarschaft, Wilhelm Bohlen, und dem eines Wirtes, Rolf Janssen, (Gastwirtschaft zum "Braunen Pferd") gespielt habe. Das Hauptspiel, zugleich ungemein gesund, weil es sich auf lange Strecken fortsetzte und weil es Hand und Auge in starkem Maße ausbildete, war das mit "Knickern", runden Tonkugeln, die man im inneren Deutschland "Murmeln" nennt. Daneben wurden natürlich noch allerhand andere Spiele getrieben, z. B. Werfen mit aus noch feuchtem Bast gedrehten Schleudern, Schießen mit Bogen und Pfeilen, welche letzteren aus einer freilich nicht ungefährlichen Blechspitze mit eingestecktem Stiel bestanden.

Wie überall, so waren die Kinderspiele in den verschiedenen Jahreszeiten verschieden. In den Ostertagen wurde allgemein mit buntgefärbten Eiern "gehickt". Dieses "Hicken" bestand darin, daß einer sein Ei mit senkrechter Längsachse hielt, der andere mit ebenso gerichtetem Ei darauf schlug und nun das entzweigegangene Ei demjenigen zufiel, dessen Ei ganz geblieben war. Also ein Hasardspiel mit 100 Prozent Einsatz!

Da ich gerade bei den Kindheitsspielen bin, noch einiges mehr! Das eigentliche friesische Vergnügen war das Schlittschuhlaufen. Im allgemeinen sind an der Nordseeküste die Winter nicht sehr kalt, doch brachte wohl jeder Winter einige Wochen Eisbahn. Ganz besonders lange hat das Eis gestanden im Winter 1870/71. Zunächst wurden die "Flakjes", unter Wasser stehende große Wiesen vor dem "Herrentor" und vor dem "Boltentor" "fast". Dann strömte alsbald jung und alt hinaus. Freilich gab es unter den "Alten" doch auch manche, die das Laufen auf den Flakjes als eine verächtliche Kinderei ansahen, da dort der Eislauf kein Ziel hatte, sondern man sich auf Hin- und Herlaufen, oder auf Bogen- und Schnörkelschlagen, das sogenannte "Swieren", beschränken mußte, für das die friesischen, mit einem Schnabel versehenen Schlittschuh nicht geeignet waren; am besten verstanden daher oft das "Swieren" die mit kurzen, nur der Fußlänge gleichen "modernen" Schlittschuhen versehenen Leute. Und das waren meist "Dütsers" (vgl. S. 77). Das wahre Eisvergnügen fing erst an, wenn die "Tiefe" befahrbar wurden. Dann dehnten sich unabsehbar die langen Kanäle und luden zu weiten Fahrten ein. Den Schnee beseitigten die "Bahnfeger", die in langen Zwischenräumen ihre Stationen errichtet hatten und denen die Vorübersausenden ihren Obolus hinwarfen, wobei 10 Pfennige schon als eine üble Verschwendung angesehen wurden - wenigstens vom Publikum.

Eine holländisch-ostfriesische Sitte, die zugleich darauf deutet, daß das Schlittschuhlaufen in diesen Gegenden nicht ein eigentlicher Sport, sondern ein Verkehrsvorgang war, bei dem es auf Schnelligkeit und Beharrlichkeit ankam, bestand darin, daß ein besonders gewandter und kräftiger Läufer eine längere Kette von anderen hinter sich hatte, die ihm dicht folgten und ihre Hand in seine auf dem Rücken gehaltene Hand legten, dasselbe wiederholte sich bei allen und so bildete sich eine mit großer Wucht daherfahrende Kette, wobei die größtmögliche Wirkung bei geringstem Kraftaufwande des einzelnen erzielt wurde. Außerdem durch das Taktmäßige und nicht zum wenigsten durch die Zweckmäßigkeit ein schöner Anblick für den Stehenden, an dem solch eine Gruppe bis zu zwanzig Menschen vorbeisauste!

Die Ziele derer, die nicht im Berufsverkehr das Eis benutzten, sondern zu stärkenden Ausflügen, waren die Dörfer der Umgebung, besonders Hinte, wohin ein breites "Tief" führte, auch wohl Sielmönken, Pewsum u.a.m. Ein beliebtes Getränk in den Wirtshäusern am Zielpunkt war damals sogenanntes "Gingwerbier", Ingwerbier, das warm aus zinnernen Krügen getrunken wurde. Mir würde, wenn ich es wieder tränke, die ganze Herrlichkeit ostfriesischer Eisfahrt und Winterlandschaft dabei neu erstehen und ein gern erneutes Stück Jugend!

Ein weiteres Divertissement angenehmster Art war das Fischen, das ich ungemein gern betrieben habe, und zwar auf die verschiedenste Art. Ich habe schon oben (S. 70) angedeutet, daß das erste Interesse an dieser Beschäftigung, an der auch mein Bruder, wenngleich nicht mit demselben Eifer, teilnahm, von unserem Vater in uns geweckt worden war. Aber während es sich damals um Fischen in den Wasserläufen außerhalb des Deiches handelte, waren in den Binnengewässern andere Werkzeuge nötig. Im Elternhause hatte ich ein etwa ein Meter im Geviert haltendes Netz mit ziemlich dichten Maschen, das ich von der Jungfernbrücke, die ziemlich hoch über dem Wasserspiegel lag, an einem Seile herabließ. Meist fing man ordinäre Plattfische, nicht selten von beträchtlicher, auch in der mütterlichen Küche verwendbarer Größe; doch verirrte sich auch wohl einmal ein größerer Aal in meine Gefangenschaft. Eines Tages gab es einen besonderen Fang; eine ganze Anzahl Stinte, die dann Mama in der Art eines Kuchens zusammenbackte. Dieser kleine längliche Fisch hatte lebend einen unangenehmen Geruch, der sich aber beim Braten ganz verlor. Der Geschmack war sehr gut.

Opulenter war die Fischereivorrichtung am großväterlichen Garten, der sich am Hinter Tief befand. In die Kajung war ein fester Stock eingelassen, an dessen Spitze ein größeres Netz hing; ließ man nun mittels eines oben befestigten Seiles den Stock schräg dem Wasser zu sich senken, so ging das Netz senkrecht zu Wasser. Man ließ es etwa zehn Minuten liegen, und wenn es wieder aufgezogen wurde, war es selten leer; allerlei Getier krabbelte darin herum. Die kleinen Plattfische wurden dem Wasser zurückge-

geben, nur die großen, sowie die Aale, unter denen es oft sehr handfeste Kerle gab, wurden durch ein Schöpfnetz entnommen.

Das Leben im Hause war, wie überhaupt in den ostfriesischen Häusern, von großer Behaglichkeit, die wir um so mehr genossen, als auch Papa zu der "Teestunde" meistens zugegen war. Diese Teestunde dauerte von etwa vier Uhr bis gegen sechs Uhr. Man sitzt nicht wie beim Kaffeetisch im mittleren Deutschland und auch schon im übrigen Norddeutschland um einen Tisch zusammen, sondern im Zimmer verstreut, je nachdem es jedem zusagt. An der Tür brodelt auf einem messingschen oder kupfernen "Teekomfoortje" heißes Wasser, mit dem die Hausfrau selbst den Tee bereitet, der dann auf einem viereckigen "Teestoovke" ziehen muß, aus dem "Komfoortje" wird nach Belieben dann weiter aufgegossen. Die Tasse würzt sich jeder nach seinem Belieben mit Zucker (meist in der Form von Kandis, sogenannten "Klumke") und schönster Sahne ("Rohm" plattdeutsch). Da der Ostfriese nicht redselig ist, vollzieht sich das Ganze meist nur unter strichweisem Gespräch. In das "Teestündje" pflegte auch die Emder Zeitung zu fallen, die dann das Gespräch sowohl verlangsamte als auch unter Umständen belebte.

Hierbei ein Wort über die ostfriesischen Gerichte überhaupt, die in manchem Betracht völlig von den in Norddeutschland üblichen abwichen und auch ihrerseits den besonderen und eigenartigen Charakter Ostfrieslands und seiner Bewohner bestätigten. Das harmloseste aller Gerichte war der sogenannte "Rebberdi". Woher das Wort stammt, habe ich nicht ermittelt; es war ein Gemisch von Mehl, Milch und Eiern, halbfest in der Schüssel lagernd, nicht in bestimmter Puddingform. Es muß wohl als eine Kost der armen Leute gegolten haben, wenigstens in seiner zusatzlosen Form, denn "Rebberdi mit nix derbi" war eine scherzhafte Umschreibung eines das Maß zulässiger Einfachheit unterschreitenden Essens; es gab aber stets etwas "derbi", und das war geschmolzene Butter und Syrup, wie denn überhaupt Syrup, meist der dunkle, dickflüssige, ein beliebter Zusatz zu allen möglichen Speisen war.

Der Teig des Pfannekuchens, der ebenfalls mit Syrup genossen wurde, kam auch in anderen Formen vor, z. B. in den sogenannten "Bullebeissjes". Diese waren in einer mit sechs Vertiefungen versehenen Pfanne braungebackene, oben und unten gewölbte Kuchen, die warm aufgetragen wurden; ihre willkommenste Form waren die sogenannten "Korinthenbullebeissjes", d. h. mit Korinthen durchsetzte. Eine besondere Meisterschaft in der Herstellung dieses in der Tat herrlichen Gerichtes hatte unsere Großmutter auf dem Polder, wobei allerdings berücksichtigt werden mag, daß sie mit Eiern, Butter und Korinthen für den seltenen Besuch wohl etwas verschwenderischer umging, als dies unsere Mutter in gerechter Würdigung des

Alltags und auch des Haushaltsgeldes tun zu dürfen glaubte. Übrigens schmeckten sie auch in Emden vortrefflich.

In diesem Zusammenhang gedenke ich eines ganz ausgezeichneten Wintergebäcks, das es nur um Weihnachten herum gab und dessen Herstellung schon in unserer Kindheit begann, das Geheimnis einer alten Generation zu werden; es waren das die in einem Waffeleisen gebackenen "Spekkendicken", an die ich eine ähnliche mystische Wohlgefallenserinnerung habe wie unter den Getränken an das Ingwerbier von Kloster Sielmönken (vgl. S. 86). Wie diese Waffeln entstanden, kann ich nicht mehr sagen, ich weiß nur, daß sie aus Mehl, Syrup usw. bestanden und daß sich in der Substanz hie und da Stücke mitgebackenen Specks oder auch Scheiben von Wurst befanden. Besonders kalt schmeckten sie sehr gut.

Ein sehr beliebtes Gericht, das besonders auch unser Vater stets begeistert begrüßte, war der sogenannte "Eierfla", ein in tiefer Schüssel auf den Tisch gelangender Auflauf, der, wenn ich nicht irre, ganz aus Eiern und Milch bestand und eine halbfette zittrige Masse war. Die Oberfläche war mit einer dichten Lage Korinthen bedeckt. Man füllte sich einen tiefen Puddingteller davon auf und dann streute man noch Zucker drauf, das Ganze wurde mit Rotwein begossen.

Groß war die Auswahl der ostfriesischen Suppen. Die gewöhnlichen Formen der Bouillonsuppen wurden geadelt durch die im Lande wachsenden äußerst zarten und aromareichen Würzpflanzen, wie Porree usw. Übrigens gab es Bouillonsuppen im elterlichen Hause nur sonntags, oder wenn Besuch da war. Dagegen kamen Suppen aus Milchbestandteilen öfter auf den Tisch, so z. B. Buttermilchbrei, in den man mehrere Löffel Syrup goß, am Freitagmittag und sogenannte Milchsuppe am Mittwochmittag. Dies war eine Suppe aus Milch mit großen Graupen ("Kälberzähnen"), die mit einem Zusatz von Salz gegessen wurde und von der mir als Merkwürdigkeit in der Erinnerung ist, daß sie fünf Stunden lang kochen mußte. Als Kuriosum erwähne ich noch eine von Zeit zu Zeit auftauchende "Cremortartari"-Suppe, die mir aber nicht in glänzendem Andenken steht, obwohl oft Korinthen darin herumschwammen.

An Teegebäck gab es mancherlei Besonderheiten; so z. B. zwei Arten "Kringel": sogenannte "Susjekringel", eine Art Souffletgebäck und andere von festerem Zuckerteig. Vom Bäcker Brüggemann durften wir uns dann und wann alte Emder Spezialitäten holen: "olle wiven" (alte Weiber) und "Rantekoek". Aber alle diese Kuchenherrlichkeiten traten nur selten in Erscheinung, was sehr weise war. Unser Vater fand an diesen Dingen wenig Geschmack. Er zog es vor, uns gelegentlich einmal "Gartbrot" zu schenken, das ist Schiffszwieback, oder "Mollboontjes" (geröstete Bohnen).

Mein jüngerer Bruder Niko studierte Landwirtschaft und trat nach Beendigung der Ausbildung als Volontär bei dem Landwirt Hauptmann d. R. Ohling in Osterhusen ein, um sich auf die Übernahme des Platzes in Wybelsum, den meine Mutter erben würde, vorzubereiten. Von hier aus begann er seine Mitarbeit am landwirtschaftlichen Vereinsleben Ostfrieslands, in dem er dann später eine führende Rolle gespielt hat und noch heute spielt. Am 1. Mai 1886 morgens um vier Uhr verließ er das Elternhaus, um nach Wybelsum überzusiedeln - zu Fuß. Es war für unsere Eltern ein erfreuliches Ereignis, nun den Jüngsten auf die Dauer so nahe zu haben und das alte Familienerbe in seinen sicheren Händen zu wissen. Freilich mochten auch mancherlei sorgende Gedanken mit hineinspielen, da die Aufgabe schwer und die finanziellen Aussichten bei der damaligen landwirtschaftlichen Lage und der relativ hohen Pachtsumme, die zu zahlen war an unsern Großvater und Onkel Jan Viëtos, die ihrerseits darauf angewiesen waren, nicht gerade rosig waren. Niko hat den Platz vom 1. Mai 1886 bis zum 1. Mai 1915 selbst bewirtschaftet und ihn bald nach seinem Antritt durch mutige Reformen und, gegenüber seinen Vorgängern, geweitete Einsicht zu schöner wirtschaftlicher Blüte gebracht; aber ich kann aus eigener Anschauung bestätigen, daß diese Erfolge nicht ohne viel Sorgen und Ärger, letzteren auch infolge der Leutenot, erzielt worden sind. 1915 hat er, nachdem durch den Tod Onkel Jans (1913), auf dessen Erbanteil unsere Mutter zugunsten der Söhne großmütig verzichtete, der ganze "Platz" als Eigentum an ihn gefallen war, sich auf das Wohnhaus beschränkt und das Land parzellenweise verpachtet. Er hat sich dadurch Raum geschaffen für seine weitausgedehnte Vereinstätigkeit - seit 1905 war er Vorsitzender des 5500 Mitglieder umfassenden ostfriesischen Stammviehzüchtervereins, außerdem leitete er den landwirtschaftlichen Zweigverein Emden u.a.m. - und besonders für seine kolonisatorische Tätigkeit im "Klostermoor".

Dieses riesige Moor (2373 Hektar) hatte er gemeinsam mit seinem besten Freunde, Herrn Landschaftsrat August von Frese, mit dem Konsistorial-präsidenten Lümko Iderhoff (meinem Mitabiturienten von 1876) und dem Hauptmann a. D. Skato Lantzius Beninga im Jahre 1909 gekauft, und zwar von der hannoverschen Klosterkammer. Die landwirtschaftliche und finanzielle Leitung wurde ihm von den drei anderen Herren anvertraut. Den Unternehmern selbst gehört ein "Klosterhof" mit eigener Wirtschaft, die von einem Inspektor geführt wird. Das zu diesem Hofe gehörige Land ist von meinem Bruder urbar gemacht worden; in wenigen Jahren entstand aus der völligen Öde des umgebenden Moores ein fruchtbares und freundliches Acker- und Wiesenland, auf dem die schönsten Kuhherden weiden. Ringsumher — am Rande des Moores — teils sich anlehnend an die Ortschaft

Westrhauderfehn, teils von anderen Ortschaften berührt, dehnen sich die Siedlungen der Kolonisten aus, die für ein Billiges von den Besitzern sich ihre Mooranteile erstanden haben und nun ihrerseits die nützliche kolonisatorische Arbeit betreiben.

Ganz besonders hat er sich mit der Milchwirtschaftslehre befaßt und darüber Bedeutendes veröffentlicht. Ich füge hier ein Verzeichnis seiner Schriften ein, damit, falls einmal unter den Nachgeborenen wieder, wie ich das sehr wünsche, ein Landwirt sein sollte, er sich an den Arbeiten und mehr noch an der Arbeit seiner Vorfahren ein Muster nehmen kann.

- 1. 1897: Untersuchung der Milch von 97 ostfriesischen Kühen auf Menge und Fettgehalt (Bremen, Heinsius).
- Über das Probemelken 1896—97 in den hervorragenden Zuchtgebieten in Fuhling, Landwirtschaftliche Zeitung 1900.
- Die Drainageanlagen in den norddeutschen und Groningenschen Marschen (Arbeit 48 der Dtsch, Landwirtschaftsgesellschaft).
- Jahrbuch der Dtsch. Landwirtschaftsgesellschaft 1909: Bericht über die Ausstellung der Tieflandrinder auf der Ausstellung. Leipzig 1909. Über denselben Gegenstand auch: Vortrag in der Zentralturnhalle Leipzig.
- Jahrbuch für wissenschaftliche und praktische Tierzucht: Einige Mitteilungen über die rotbunten und roten Ostfriesen, sowie über das Aussterben der silbergrauen Ostfriesen.

Seine literarische Tätigkeit erstreckte sich aber auch weiter. Er schrieb, besonders in Wahlsachen, zahlreiche Artikel für Zeitungen, besonders die "Emder Zeitung", wie er denn überhaupt jahrelang im politischen Kampfe gestanden hat. In jungen Jahren stark demokratisch gerichtet, hat er sich mit zunehmender Einsicht in die wirtschaftlichen Verhältnisse und in die Bedürfnisse gerade der Landwirtschaft, auf der die Existenz des Staates beruht, konservativerer Weltanschauung zugewendet. Seit 1893 gehörte er auch dem Bund der Landwirte an. Seine politische Tätigkeit in Ostfriesland galt der Durchsetzung konservativer Kandidaten; ganz besonders setzte er 1898 die Wahl des späteren Fürsten Knyphausen auf Lütetsburg durch.

Neben all diesen Tätigkeiten hat mein Bruder 12 Jahre lang als Ortsvorsteher in Wybelsum gewirkt, welches Amt ihm zwar viel Einfluß in der
Gemeinde, aber noch mehr unerquickliche Kleinarbeit brachte, so daß er
froh war, es nach der gesetzlich vorgeschriebenen Frist abgeben zu können. Die preußische Regierung hat seine Verdienste um die ostfriesische und
die preußische Landwirtschaft oft anerkannt; 1900 wurde er zum Oekonomierat, 1914 zum Landesökonomierat ernannt. Frühzeitig erhielt er auch
den Roten Adlerorden.